

# Was wir an Frankreich lieben

Autor(en): **Curtius, Ernst Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1928)**

Heft 3

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759656>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Was wir an Frankreich lieben

von Ernst Robert Curtius

Was wir an Frankreich lieben? Auf diese Frage soll ich antworten? Kann ich wissen, ob ich gerade das treffen werde, was «wir» meinen? Kann ich hoffen, die entscheidenden Worte zu finden für das, was uns bewegt, wenn wir Liebe zu Frankreich empfinden? Soll ich «lieben» im starken, vollen Sinn nehmen – als Bezauberung und Wunder: oder in dem des bloßen «Mögens», des temperamentlosen «Gernhabens»? Kann ich überhaupt aufzählen, was wir «an» Frankreich lieben? Kann man sondern und abgrenzen, wenn man im Kern des eigenen Wesens berührt ist?

Ich empfinde alle diese Bedenken. Aber wenn ich mich von ihnen hemmen ließe – dann wäre ich wirklich nicht berufen, die Frage zu beantworten. Denn dann wäre mein Gefühl nicht klar und stark: dann liebte ich Frankreich nicht. Es ist ein Gesetz der Geisterwelt, daß die Sympathie ihren Gegenstand nur dann wahrhaft erfaßt, wenn sie sich frei entfaltet und den Richtungen folgt, die ihre innere Fülle ihr vorzeichnet. Es gibt eine Art von Erkenntnis, die nur aus solcher Sympathie heraus möglich ist. Und unsere Epoche braucht sie.

Europa steht heute im Beginn einer großen Bewegung, die geheimnisvoller ist, als wir meinen. Es will sich erfassen in seiner Mannigfaltigkeit und seiner Einheit, es will sich kennen in seinem Leibe und seiner Seele, es will sich lieben in einem neuen werdenden Bewußtsein. Von diesem gewaltigen Vorgang sehen wir meist nur Ausschnitte, Einzelheiten und Äußerlichkeiten. Aber wir haben Augenblicke gekannt und werden sie wieder kennen, da all diese Teilprozesse sich dem Gesetz eines geheimen Rhythmus ordnen. Für unser aller Glück, für unser eigenstes Streben, für unsere tägliche Arbeit und für unser persönlichstes Lebensgefühl im zerstreuten Wirken hängt viel davon ab – mehr als wir uns bewußt sind – daß wir diesen Rhythmus unseres Gesamt-schicksals immer wieder finden: den Vollklang des Ringens, des Leidens, des Glaubens und der Freude – den symphonischen Chor unserer Epoche. In dieser großen Bewegung, die unsere besten Kräfte verpflichtet, fordert jene Erkenntnis aus der Sympathie ihr Recht.

Darum ist es gut, wenn Deutsche und Franzosen aussprechen, was sie aneinander lieben. Es ist zeitgemäß. Alle anderen Methoden der geistigen Auseinandersetzung sind schon, die eine nach der andern, in Gebrauch genommen und im Lauf der Jahre verfeinert worden. Wir haben gelernt, die Techniken des Sichkennenlernens zu handhaben, anfängliche Fehler zu vermeiden, präzisere und subtilere Verfahren anzuwenden und zarte neue Apparaturen auszubauen. Aber diese große kollektive Leistung bewußt gelenkter Zusammenarbeit darf sich jetzt, zehn Jahre nach dem Weltkrieg, ergänzen und erhöhen in dem Sinne des Verhaerenschen Wortes: « *Admirez-vous les uns les autres.* » Wir wissen, daß die harte Kleinarbeit des Alltags noch nicht abgeschlossen ist – wird sie es je sein? Aber wir dürfen jetzt auch, ja wir müssen unsere geistige Situation aus der Höhenlage betrachten, in der das Herz spricht und seine Gründe laut werden läßt, welche nicht die der bloßen Vernunft sind. Pascals « *ordre du cœur* » – die intuitive Rangordnung der Werte – nicht also die Unordnung entbundener Triebimpulse, wie eine falsche Romantik sie verherrlicht – diese Ordnung des Herzens muß ihr Wort sagen auch in dem großen Prozeß europäischer Selbstbesinnung und Selbstdurchdringung, wenn nicht die edelsten Kräfte von ihr ausgeschlossen bleiben sollen, die das Erbteil des Menschen sind.

Was wir an Frankreich lieben? Lieben heißt den Wert und die latenten Wertmöglichkeiten einer Persönlichkeit bejahen. Alle echte Liebe geht auf das Ganze der Person. Man liebt im Fremden das Eigene, das als gleich Empfundene, weil dieses Gleiche neu, weil dieses Eigene fremd wird, wenn es sich im andern darstellt. Und man liebt im Fremden das Andere, weil man sich in ihm erweitert und die eigenen Unvollkommenheiten durch das Glück der Begegnung erfüllt findet. Darum fordert alle Liebe eine adlige Freiheit des Sichschenkens und des Empfangenkönnens.

Wenn wir bestimmte Züge namhaft machen können, die wir an Frankreich lieben, so doch nur deshalb, weil wir – bewußt oder unbewußt – Frankreich als Ganzes lieben: als eine Gesamtperson, die sich in Landschaft und Städtebildern, in Lebensformen und Kunstschöpfungen, in Sprache und Literatur als einheitliches Wesen bekundet und alle Äußerungen ihres Daseins durch eine gemeinsame Atmosphäre bindet, die nicht chemisch analysierbar ist.

Wir lieben Frankreich, wenn wir es in seiner Totalität bejahen. Aber eine solche Sympathie zum Ganzen des französischen Wesens beginnt

immer mit einzelnen Berührungen, die so verschieden sein können, wie die Naturanlage derer, die sie erfahren.

Die meisten von uns haben den Zugang zum französischen Wesen wohl in und durch Paris gefunden. Wenn es ein Irrtum ist, zu meinen, Paris kennen heiße Frankreich kennen, so ist Paris doch des Landes Herz und Hirn, was von keiner andern Hauptstadt gilt. Hier strömen alle Adern des gesamten Organismus zusammen. Hier empfinden wir nicht nur die Majestät einer tausendjährigen Geschichte wie in Rom, nicht nur die Energie zeitgenössischer Kraftentfaltung wie in Berlin. Was uns beglückt, ist vielmehr das Ineinander von Vergangenheit und lebendigster Gegenwart. Hier finden wir noch die ehrwürdigen Spuren Roms, hier die glorreichen Zeugen jener mittelalterlichen Christenheit, welche die Dome unseres nordischen Europa errichtete und den Glaubensmut der Kreuzzüge entfacht hat. Hier schuf sich der Ruhm des königlichen und des kaiserlichen Frankreich die großen Denkmäler. Und alle diese Geschichtswelten sind doch nicht abgeschlossen in der modrigen Luft der Museen, sind vielmehr umspült von einem wogenden Leben, von jenem Geheimnis des Lebens selbst, in das keiner so tief hineingeschaut hat wie Balzac und in dem alle Fieber des Genusses und des Ehrgeizes, alle Begierden und alle Verzichte ihre letzte Steigerung finden. Hier können wir uns ganz dem einmaligen Augenblick hingeben und an die Fülle seiner Verheißungen glauben. Wenn wir an einem leuchtenden Sommerabend der schönen Steigung der Champs-Élysées folgen, ist uns, als ob hinter dem monumentalen Tor des Triumphbogens ein Meer der Wonne sich öffnen müsse. Aber unter diesem Bogen brennt die ewige Flamme des Totengedächtnisses, und wenn wir ein andermal unter den Zypressengängen und Steintempeln des Père-Lachaise die großen Toten besuchen – Molière und Musset, Ingres und Chopin, Comte und Balzac und all die andern erlauchten Schatten – dann erfassen wir einen Ewigkeitsaspekt von Paris in diesem Nebeneinander von Leben und Tod. Paris ist reich an solchen Kontrasten. Über den Vergnügungsstätten von Montmartre erhebt sich in geweihter Glorie die weiße Kuppel des Sacré-Cœur. Wenige hundert Schritte vom lärmenden Verkehr der Weltstadt winken alte Bäume, tönen Klosterglocken, laden stille Provinzgassen zu besinnlichem Nachdenken. Alle diese Kontraste sind aber wieder befaßt in einer Einheit von Atmosphäre und Stimmung, worin die Anmut heiterer Gärten, das naive Kleinleben der Straße, die geschwungene Folge der Seinebrücken, die grauen Fluten des mächtigen Stromes, die Geometrie der

Häuserwürfel, die so verschiedenen Gesichter der einzelnen Stadtviertel zusammenklingen. Paris ist nicht nur eine Stadt, es ist auch eine Landschaft aus Wasser, Bäumen, Rasen, und sie hat ihren eigenen Himmel, dessen zart abgetönte Farben mit den blassen grauen und gelblichen Tönen der Häuser zusammenstimmen.

Die Gegensätze von Paris wirken auf unsere Empfänglichkeit als eine mit nichts vergleichbare Erhöhung des Lebensgefühls. Sie schenken uns eine Exaltation unserer gesamten Lebensmöglichkeiten. Keine Seite unseres Wesens, die hier nicht zum Erklingen käme. Paris ist die Stadt der Arbeit und die Stadt der Freuden. Seine Atmosphäre fördert die Konzentration des einsamen Forschers und Denkers wie die Expansion im lyrischen Erlebnis der Massen, das von Baudelaire für die Dichtung entdeckt wurde. Hier winken dem Machtkampf die höchsten Belohnungen: gesellschaftlich, künstlerisch, politisch werden hier Triumphe begehrt und gewährt, neben denen alle anderen schal erscheinen. Aber auch die überweltlichste Mystik hat hier ihr Heim. Nichts Menschliches gibt es, das sich hier nicht in der höchsten Form erfüllen könnte. Darum erscheint uns Paris als eine unentbehrliche Schule des Lebens und des Menschseins, und wir können es verstehen, wenn es als einzige unserer großen abendländischen Städte das Bewußtsein hat, sich selbst genügen zu können.

Diese universelle Menschlichkeit werden wir aber als beherrschenden Eindruck immer wieder und immer auf neue Arten finden, wenn wir uns tiefer mit dem Wesen der französischen Kultur einlassen. Sie ist human im hohen und allgemeinen Sinne, weil sie allen Lebensformen Freiheit und Gleichheit einräumt.

Die französische Freiheit – sie ist eine seelische Wirklichkeit ganz eigener Art. Sie ist das Ergebnis einer alten Geschichte. Ihr Wesen liegt nicht in politischen Einrichtungen oder sozialen Formen, vielmehr in einer geistigen Grundhaltung, von der jene erst ihren Sinn empfangen. Die Lebensweisheit des reifen Alters, die sich beim Einzelnen als Ergebnis reicher Erfahrung herausbildet, scheint in Frankreich das Ganze der Nation zu durchdringen. Ein Wissen um alle Realitäten des Daseins und alle Bedürfnisse der Sinne, des Herzens und des Kopfes hat eine weite und weise Duldsamkeit hervorgebracht. Man achtet das Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen. Man respektiert, mindestens formal, seine Lebensführung, auch da, wo man ihre Ziele nicht zu billigen vermag. Niemand wird sich in das Privatleben des anderen einmischen. Die Unverletzlichkeit dieser Sphäre gilt als eine der geheiligte-

sten Menschenrechte. Jeder lebt und gestaltet seine Existenz, wie es ihn gutdünkt. Zwischen Mensch und Mensch bleibt so immer eine unüberschreitbare Distanz bestehen. Aber sie führt dennoch niemals zu hochmütiger Abschließung. Die schneidende Kälte britischer Unzugänglichkeit ist in Frankreichs mildem Klima unmöglich. Wie er selbst geachtet werden will, so achtet jeder im andern den Menschen, und auf dieser gemeinsamen Ebene des Menschlichen begegnet man sich. Die Klassenunterschiede sind aufgehoben in einem Lande, wo der Graf und der Gemüsehändler die gleiche Anrede « Monsieur » empfangen. Die Distanz der Personen wird ausgeglichen durch die Höflichkeit, die als verbindende und vermittelnde Funktion den Kreislauf des sozialen Lebens regelt. So ist ein glücklicher Ausgleich geschaffen zwischen der Unverletzlichkeit der Privatsphäre und der Anmut zwischenmenschlicher Beziehungen.

Dieses harmonische Gleichgewicht empfängt wohltuend den fremden Besucher und vermittelt ihm den Eindruck jener « *douceur de vivre* », die er nur in Frankreich finden wird. Die Anmut des Lebens! – sie ist es, an die wir immer wieder denken werden, wenn wir uns von dem Rechenschaft geben, was wir an Frankreich lieben. Wir haben die Empfindung, als ob in diesem Lande das Leben schon als bloße Funktion, losgelöst von seinen Inhalten, angenehm und beglückend sei. Hier braucht das menschliche Dasein nicht erst seine Würde zu erborgen von Arbeit und Beruf, Leistung oder Schaffen. Es hat seinen Wert an sich selbst. Und daraus fließt ein Begriff von Menschenwürde, den wir als neu und befreiend empfinden. In Frankreich dürfen wir glücklich sein ohne ethisches Sollen, und dennoch mit gutem Gewissen und freier Stirn! Das Leben blickt uns unschuldig und lächelnd an in einer ursprünglichen Heiligkeit, an die wir nicht mehr zu glauben wagten. Wir lernen um. Wir werden gewahr, daß es ein Verstoß gegen Natur und Schönheit ist, wenn der Geist sich hochmütig vom Leben abkehrt; daß Glück eine Gnade und Glücksfähigkeit eine Tugend bedeutet; daß Lächeln eine Form der Weisheit ist und daß der Mensch sich zur Würde seiner Bestimmung erhebt, wenn er schön in harmonischen Verhältnissen lebt. Ja, wir Deutsche müssen diese Weisheit des Glückes erst wieder lernen. Sie gedeiht schwer unter unserem rauheren Himmel und hat selten Ausdruck gefunden in den Denkmälern unserer geistigen Welt. Das reinste und das einzige denkwürdige Zeugnis dieser Gesinnung in deutscher Sprache sind Goethes Sätze: « Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt



als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt; dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins freut? »

Für diese antikische Gesinnung, die neben Faustens nordischer Unrast in Goethe war, finden wir die natürlichste, die nächste Nahrung in Frankreich. Denn ein antiker Eudämonismus hat sich dort immer erhalten und hat es vermocht, sich auch in der verwickelten und verwirrenden modernen Welt zu bewahren: und zwar nicht als sentimentale Idylle, sondern als naive Gegenwart. Mögen wir in Italien das Romanische, Südliche, Lateinische stärker empfinden, so doch auch entfernter und unangleichbarer. In Frankreich aber ist es verwoben in dieselbe soziale, technische, ökonomische, intellektuelle Realität, die auch die unsere ist. Frankreich bedeutet ein Fortwirken und Hineinragen der Antike in unsere Welt.

Das enthüllt sich nicht dem ersten Blick. Unsere Vorstellung der Antike ist durch geistige Bilder bestimmt, durch philosophische Deutungen, poetische Erhöhungen, durch die Erinnerung an fröstelnde Marmorbilder in der grauen Wüste der Museen. Unsere deutsche Gewöhnung sucht die Antike nur in Hellas und auch dort nur in der Frühzeit der Heroen und der Tragiker, im Dunkel der Orphik, in der herben archaischen Strenge. Aber können wir übersehen, daß Urformen des antiken Lebens durch die Jahrhunderte weiterwirkten, daß unter den Diadochen und den Cäsaren weltbeherrschende Erlösungslehren gelebt und höchste Werte des Geistes geschaffen wurden? Daß wir dieser Spätantike unsere Begriffe von Staat, Recht, Gesittung, Weltbürgertum danken? Und wo hat sich dieses Erbe in ununterbrochener Folge bewahrt, wenn nicht in Frankreich? Es spricht zu uns nicht nur in den Tempeln und Theatern des römischen Gallien, die noch heute auf französischem Boden von der Provence bis zur Normandie aufragen, es spricht vernehmbarer und eindrucksvoller noch in der ganzen geistigen Überlieferung der Nation.

Wir Humanisten (nur für solche kann ich sprechen), wir lieben die ehrwürdige Kontinuität dieser Tradition. Wir bewundern in der fran-

zösischen Literatur das Fortleben antiken Formensinnes, die für das feinste Ohr berechneten Kadenzen, die kunstvolle Handhabung der Stilarten und die genauen Unterscheidungen einer Kritik, in der noch heute die Rhetorik der Alten nachwirkt. Aber so reif und wissend sie ist – diese Literatur ist kein antiquarisches Spiel. Ihre Meisterwerke bewahren durch die Jahrhunderte eine unverwelkliche Frische, weil sie ein einziges, immer aktuelles Thema behandeln: die Wirklichkeit der menschlichen Natur. Wer den Menschen kennen lernen will, wie er wirklich ist; im Zusammenspiel seiner Sinne, seiner Triebe und Leidenschaften; im Gewühl des sozialen und ökonomischen Machtkampfes – der wird bei den großen Analytikern Frankreichs, diesen illusionslosen Zergliederern des menschlichen Herzens, in die Schule gehen müssen. Sie sind, von Montaigne bis zu Marcel Proust, die Moralisten und Psychologen Europas. Dies ist ein Schauspiel, das uns die französische Literatur gewährt: die reine Intelligenz, losgelöst von Nutzzwecken, von Dogmen, von Autoritäten und Weltanschauungen, von Träumen und von allen Wünschen – über das Leben gebeugt und es ergründend wie ein großer Forscher ein Element der Natur.

Die reine Intelligenz: sie ist eine der Eigenschaften, die wir an der französischen Kultur am meisten bewundern. Sie will nichts anderes als verstehen und Beziehungen feststellen. Sie fügt den Dingen nichts hinzu, sondern legt ihre Struktur bloß. Sie will nichts beweisen und nicht überreden, sondern eine Wirklichkeit durchdringen und einen Aspekt der Natur in eine Figur der Erkenntnis verwandeln. Ihre schöpferische Leistung ist nicht Erfindung einer Phantasiewelt, sondern Nachzeichnung dieser uns gegebenen Welt. Sie arbeitet wie der Künstler, dessen Stift aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Erscheinung ein Netz streng notwendiger Linien und Kurven herauslöst, in denen die Wirklichkeit eingefangen ist wie die Bewegung der Gestirne in einer Formel. Diese Intelligenz ist es, welche die Dialoge Racines geschaffen hat; die *Maximes des Saints* von Fénelon; die Architekturen von Gabriel; die Ideenvariationen von Paul Valéry. Sie ist es, die in den mythologischen Szenen Poussins gegenwärtig ist wie in den Porträts von Ingres, in den Bäumen von Derain wie in denen von Corot, in Chardins Stilleben wie in den Landschaftssynthesen Cézannes oder in den Interieurs von Manet.

Mit durchdringendem Blick leuchtet diese Intelligenz in die Dinge und den Menschen hinein. Sie ist kühn. Sie scheut nicht Krankheit und Zersetzung, sie schiebt die Konventionen der Kunst und des Denkens



beiseite und setzt sich hinweg über die Verbote der Moral und der Gesellschaft. Das geistige Frankreich gewährt ihr die unbedingteste Freiheit und wertet sie als ein höchstes Gut des nationalen Genius. Alle Experimente sind ihr gestattet, alle Zerstörungen erlaubt. Wundervolle Atmosphäre für alle Geister, die nach reiner Erkenntnis streben, für alle Künstler, die mit Farben, Worten, Klängen neue Versuche anstellen! Wo ist der Geist des Menschen so frei, wo die Neugier in Dingen des Intellekts so verbreitet wie in Frankreich? Diese ewig suchende, immer Neues ertastende Intelligenz; dieser Erkenntnisdurst, der vielleicht alle Götter der Polis als Idole stürzt; dessen Analyse der Glauben, die Liebe, den Staatsgedanken, die Pflicht in Asche verwandeln kann, um einzig noch in der analytischen Bewegung selbst Genüge zu finden; in der Verfolgung jener von allen Gemütsbedürfnissen emanzipierten Wahrheit, die nach Renan « vielleicht traurig » ist und der Sainte-Beuves Devise « le vrai, le vrai seul » gilt – dieser Intelligenz spendet Frankreich eine stets bereite Huldigung und feiert sie als göttliche Gabe der Minerva.

Scheidung, Sonderung, Dissoziation ist der Grundakt des französischen Geistes. Auf der Ebene des Denkens wird er zur Analyse, im Gebiet des ästhetischen Urteils heißt er Geschmack; im Leben und im künstlerischen Schaffen wirkt er überall als differenzierte Sinnlichkeit und seelische Verfeinerung. Frankreich ist eine unvergleichliche und unersetzliche Schule der Feinheit. Größe, Gewalt, Traum und Rausch können wir in anderen Bezirken finden – in der faustischen und dionysischen Welt, die der Genius unseres Landes in sich trägt, in den Visionen eines Dante und Michelangelo, in der imaginativen Dichtung der großen Engländer. Aber nur in Frankreich finden wir jene Dimension oder Qualität des Menschlichen, die das Wort Feinheit unzulänglich genug andeutet, und deren höchste Steigerung nicht Größe, sondern Vollkommenheit heißt. Wenn wir uns mit dem Leben und dem Geiste Frankreichs vertraut machen, werden wir immer wieder und in den verschiedensten Lebensgebieten die Entdeckung machen, daß Unterschiede empfunden und vorausgesetzt werden, die für uns schwimmen. Das beginnt mit den elementaren Dingen des Alltags, und in allen Sphären der sinnlichen Empfindung. Frankreich ist das Land der empfindlichsten Sensibilität oder, wenn man will, der genießerischen und produktiven Hyperästhesie. Die Gabe des Geschmacks herrscht schon im kulinarischen Bereich. Wo außer in Frankreich haben Köche, Saucenschöpfer, Gastronomen Ruhm erlangt und

ihre Namen der Nachwelt überliefert? Wo sind die Elemente unserer Nahrung so gemischt, verfeinert, vergeistigt worden wie in diesem Lande, wo man sinnlich (sensuel) sein kann ohne stofflich (matériel) zu sein? Auch die sogenannten niederen Sinne werden in Frankreich einer Kultur unterworfen, die vom Physischen zum Seelischen eine Verbindung schafft. Aus Blumen, Kräutern, ätherischen Substanzen erzeugt die Parfumindustrie ein Reich aromatischer Essenzen, deren Fluidum die Frauen umwogt und deren subtile geistige Analogien zu Objekten lyrischer Formung werden. Den tausend Nuancen der Düfte entsprechen wieder die Farbentöne und Valeurs der Maler und aller derer, die aus farbigem Schimmer schöne Dinge des Genusses schaffen. Frankreich liebt die abgestuften Farben, die Zwischentöne der optischen Skala. Die Banknoten der Republik weisen matte Übergangstönungen von Blau, Rosa, Gelb auf. Sie zeigen Pastellnuancen – offenbar doch deshalb, um sich der unbewußten, unausgesprochenen optischen Sensibilität des Franzosen anzupassen. Ihren Triumph feiert diese Chromatik in der Malerei. Ein Maurice Denis weiß sieben Nuancen von Rosa in einem Gemälde zu organisieren. Ein Baudelaire feiert « le charme inattendu d'un bijou rose et noir » und transponiert damit in Worte die optische Magie eines Manet. Die Koloristik der großen Maler entspringt dieser nuancierten Sinnlichkeit, und der Impressionismus im weitesten Sinn ist nur eine delikate Sublimierung französischer Farben- und Augensinnlichkeit.

Diese Differenzierung des sinnlichen Empfindens ist aber zugleich eine Bereicherung der Seele. Je mehr Nuancen wir unterscheiden, um so schillernder wird das Spektrum des Lebens. Die Atmosphäre der französischen Kultur vervielfältigt unsere Daseinsmöglichkeiten. Daher die geheimnisvolle Lockung, die Frankreich immer auf uns ausübt. Was wir auch Einzelnes an Frankreich lieben mögen, es wurzelt schließlich in einem Charme, der nicht mehr zu enträtseln ist und nicht enträtselt werden soll, weil er grade in dem Rätsel sein Dasein und seinen Sinn hat, wie das Lächeln auf dem Antlitz der Gioconda. Ich weiß nicht mehr, von welchem Franzosen das Wort stammt: wenn Frankreich unterginge, würde die Welt ihr Lächeln verlieren. Mit diesem Lächeln zieht Frankreich seine Liebhaber an; mit diesem Lächeln liebt es sich selbst; und vielleicht ist unsere Art, Frankreich zu lieben nur eine geheimnisvolle Antwort auf die Liebe, mit der es sich selbst huldigt.